

Mozarts religiös-sittliche Entwicklung.

Alle Einflüsse und Eindrücke, die ein Mensch empfängt, färben subjektiv ab; ihre Stärke, ihre Ausdehnung und ihr Kolorit richten sich nach der Aufnahmefähigkeit und Charakteranlage des einzelnen. In meiner ersten Mozartstudie (Februarheft dieses Jahrgangs) habe ich die objektiven Erziehungsmomente, die seelischen Nährstoffe, die dem jungen Wolfgang Amadeus Mozart von seinem weisen und klugen und bis ins Mark katholischen Vater geboten wurden, aufgezählt. Nun müssen wir das junge Bäumchen in seinem Wachstum und in seinem Blüten- und Fruchtlegen betrachten.

Wolfgang war im Gegensatz zu seinem Vater eine stark passive, weiche und unpraktisch veranlagte Natur, biegsam, leicht beeinflussbar und der Stimmung des Augenblicks unterworfen. „Du denkst niemals auf die Folgen“, schrieb ihm der Vater einmal, „das Gegenwärtige allein nimmt Dich alsogleich ganz ein, reißt Dich hin, wo Du doch, wenn Du die oft allergewissesten Folgen überdenken und mit kaltem Blut überlegen wolltest, darüber erschrecken würdest.“ Bei einer solchen Naturanlage war es klar, daß Wolfgang, solange er direkt dem Einflusse des Vaters unterstand, auch dessen Gefinnungen treu widerspiegelte und in seiner praktisch-religiösen Betätigung seinem Beispiel folgte. Und das um so mehr, als seine Liebe und Verehrung für den Vater fast grenzenlos war. „Nach Gott kommt gleich der Papa“, so schrieb er einmal als Zweiundzwanzigjähriger, „das war als Kind mein Wahlspruch oder axioma, und bei dem bleibe ich auch noch.“ Und einige Tage vorher: „Denken Sie, daß Sie einen Sohn haben, der seine kindliche Pflicht gegen Sie wissentlich gewiß nie vergessen hat und der sich bemühen wird, eines so guten Vaters immer würdiger zu werden.“

In der Tat verdiente Leopold Mozart, den wir als vorbildliches Muster eines Familienvaters kennengelernt haben, dieses unbedingte Vertrauen seines Sohnes. Aber es kam die Zeit, wo Wolfgang ins Leben hineinwuchs und die Beeinflussung von seiten des Elternhauses in den Hintergrund trat. Die große Welt drängte auf ihn ein, und nur der

Festigkeit des vom Vater in unermüdlicher Arbeit gelegten ethischen Fundamentes ist es zu danken, daß Wolfgang ihren Vorlesungen nicht ganz unterlag und seine übernatürliche Richtung wenigstens im wesentlichen beibehielt, mochte auch die glaubensschwache und lockere Aufklärungszeit deutliche Spuren in seinem Seelenleben hinterlassen.

Wolfgangs erste noch erhaltenen Briefe stammen aus den italienischen Reisen (Ende 1769 bis Anfang 1773), die der Vater mit ihm unternommen hatte. Mozart war 1756 geboren, stand also damals im Alter von 13—17 Jahren.

Diese Briefe sind zumeist in scherzhaftem Tone gehalten, vielfach nur Nachschriften zu den Briefen Leopolds und streifen selten das religiöse Gebiet. „Ich habe die Ehre gehabt“, schrieb er am 14. April 1770, „dem hl. Petrus seine Füße zu St. Peter zu küssen, und weil ich das Unglück habe, so klein zu sein, so hat man mich als den nämlichen alten Fischen Wolfgang Mozart hinauf gehebt.“ Der Mama wünscht er zum Namensfeste in einem Brief aus Bologna (21. Juli 1770), sie möge „noch viele hundert Jahre“ leben und allzeit gesund bleiben, was er immer von Gott verlange, wie er überhaupt alle Tage für die Eltern bete. Er könne aber unmöglich, wenn er nach Hause komme, mit etwas anderem aufwarten „als mit etlichen Doretto Glöckeln und Kerzen und Haubeln und Glor“.

In Bologna traf er auch einen Mönch, der im Rufe der Heiligkeit stand. Es ist sehr possierlich, wie der Knabe seine Zweifel an dieser Heiligkeit begründet. „Wir haben die Ehre“, so schrieb er an die Mutter unterm 21. August 1770, „mit einem gewissen . . . umzugehen, welcher für heilig gehalten wird. Ich zwar glaube es nicht recht, denn er nimmt zum Frühstück oft eine Tasse Chokolade, gleich darauf ein gutes Glas starken spanischen Wein; und ich habe selbst die Ehre gehabt, mit diesem Heiligen zu speisen, welcher brav Wein und auf die letzte ein ganzes Glas voll starken Weines bei der Tafel getrunken hat, zwei gute Schnitze Melonen, Pfirsiche, Birnen, fünf Schalen Kaffee, einen ganzen Teller voll Nägeln, zwei volle Teller Milch mit Limonien. Doch dieses könnte er mit Fleiß tun, aber ich glaube es nicht, denn es wäre zu viel, und aber er nimmt viele Sachen zur Hausen auf Nachmittag.“

Bald darauf hat er seine Mutter, ihm zu schreiben, in welchen Bruderschaften er sei, und welche Gebete er dafür zu verrichten hätte, um nicht gegen seine Schuldigkeit zu fehlen. Als in Mailand seine Oper *Mitridate*, *Ré di Ponto* aufgeführt werden sollte, empfahl er immer wieder das Anliegen dem Gebete der Mutter und der Schwester. Mit der Hilfe Gottes, so meinte er, würde alles gut gehen. Es war das nur eine Folge seiner oft ausgesprochenen Überzeugung, daß seine herrlichen Talente Gaben des Himmels seien und darum auch der Erfolg ganz in Gottes Hand liege. Als ihm die schwere Erkrankung einer Familienfreundin gemeldet wurde, schrieb er nach Hause, er bete alle Tage

für ihre Genesung; man solle sich aber nicht allzusehr betrüben, wenn sie sterben müsse, denn der Wille Gottes sei allzeit der beste; Gott werde schon wissen, ob es besser sei, auf dieser Welt zu sein oder in einer andern.

Wichtiger als solche Äußerungen aus den Knabenjahren sind die Briefe, die der junge Mozart von seiner Reise nach Mannheim-Paris (1777 bis 1779), die er in Begleitung seiner Mutter machte, an den Vater schrieb. Er hatte damals die Jahre bereits hinter sich, in denen sich die Richtung zum Guten oder Bösen zu entscheiden pflegt, und stand im Alter von 21 bis 23 Jahren. Bald nach Antritt der Reise schrieb er aus Augsburg: „Sebe der Papa unbesorgt. Ich habe Gott immer vor Augen, ich erkenne seine Allmacht, ich fürchte seinen Zorn; ich erkenne aber auch seine Liebe, sein Mitleiden und Barmherzigkeit gegen seine Geschöpfe. Er wird seine Diener niemals verlassen. Wenn es nach seinem Willen geht, so geht es auch nach meinem; mithin kann es nicht fehlen, ich muß glücklich und zufrieden sein. Ich werde auch gewiß mich befehlen, Ihrem Befehl und Rat, den Sie mir zu geben die Güte hatten, auf das genaueste nachzuleben.“

Der ersohnte materielle Erfolg in Mannheim entsprach nicht den Erwartungen. Für Geld hatte Wolfgang sein ganzes Leben lang keinen Sinn, und sein unpraktisches Wesen und seine Gutmütigkeit wurden weidlich ausgebeutet. Die Leute hören eben lieber Musik, als daß sie dieselbe bezahlen. Kurz, es fehlte der Vater mit seiner Klugheit und Erfahrung und mit seiner festen Hand. Zwar wurde dieser brieflich mit allen möglichen Projekten und Zukunftsplänen überschüttet, aber klaren Einblick in die Verhältnisse konnte er nicht gewinnen. Und die Mutter, eine sehr gute und fromme Frau, hatte zu wenig Einfluß auf den Sohn. Sie selbst beklagt sich einmal bei ihrem Gatten, daß Wolfgang lieber bei andern Leuten sei als bei ihr. Einmal plante dieser sogar, nicht aus Mangel an Pietät, sondern aus vermeintlichen praktischen Gründen, die ihm ein Freund eingeredet hatte, für sich eine eigene Wohnung zu nehmen und die Mutter allein zu lassen, und nur der entschiedene Einspruch des Vaters verhinderte die Ausführung.

Trotz der heißen finanziellen Lage war Wolfgang immer lustig und guter Dinge, ja er konnte selbst beim Gottesdienst den nötigen Ernst vermissen lassen. Wenigstens klingt sein Bericht über ein Hochamt (13. November 1777) nicht sehr erbaulich: „... Nachdem der Priester das Gloria angestimmt, machte ich eine Kadenz. Weil sie aber so gar verschieden von der hier so gewöhnlichen war, so guckte alles um. ... Der alte Toeschi und Wendling standen

immer neben mir; die Leute hatten genug zu lachen. Es stand dann und wann ein Pizzicato, da gab ich allezeit den Tasten Baß. Ich war in meinem besten Humor." Bei seinen Späßen brauchte er gerne kirchlich-liturgische Worte, was damals wohl weniger unangenehm empfunden wurde als heute. Denn als er einmal in einem Briefe die Formel der offenen Schuld in ganz grotesker Weise benutzte, hatte der Vater kaum etwas anderes einzuwenden, als daß dem Herrn Bullinger unter den dermaligen Umständen die Parodie wenig gefallen zu haben schien. Seine Lustigkeit und übersäumende Laune machte sich auch gerne in sehr derben Späßen anderer Art Luft, die für unsere modernen, zarter besaiteten Ohren vielfach so unerträglich klingen, daß selbst der Herausgeber der Briefe bei allem Streben nach Originaltreue bisweilen Punkte setzt. Es muß aber betont werden, daß diese Spöße nicht obszöner Art sind, sondern nur dem Grundsatz *Naturalia non sunt turpia* in der allerfreiesten Weise huldigen. Es entsprach das dem damals herrschenden Familienton, von dem sich leichtere Spuren auch in den Briefen des Vaters und der Mutter finden.

In seiner mißlichen Lage tröstete sich Wolfgang nur allzuleicht mit dem Willen Gottes, ohne die Notwendigkeit des Gebrauches der eigenen Vernunftkräfte ganz zu erfassen. „Ich versichere Sie“, so schrieb er dem Vater am 3. Dezember 1777, „daß ich so ruhig bei der Sache bin, weil ich gewiß weiß, daß es nicht anders als gut gehen kann, es mag geschehen, was will. Ich habe mich völlig in den Willen Gottes ergeben.“ Und einige Tage später: „Ich bitte Sie aber um alles in der Welt, kränken Sie sich nicht wegen diesem; Gott hat es so haben wollen. Bedenken Sie auch diese gar zu gewisse Wahrheit, daß sich nicht alles tun läßt, was man im Sinn hat. Man glaubt oft, dieses würde recht gut sein, und jenes würde recht übel und schlecht sein, und wenn es geschähe, so würde man oft das Gegenteil erfahren.“ Einer so einseitigen Passivität gegenüber betonte der Vater immer wieder nachdrücklich die einzig richtigen Grundsätze. „Du glaubst gesehen zu haben“, schrieb er am 8. Dezember 1777 an den Sohn, „daß ich mich nicht in Glück und Unglück schicken könnte. Weißt Du, wann ich mich darein schicken kann? Dann, wenn ich ohneracht aller gemachten guten Anstalten darein verfallte und mir nichts vorwerfen kann; dann kann ich mich vortrefflich darein schicken.“ Wie Leopold seinen Sohn wegen des unbedacht hingeschriebenen Satzes, alle Spekulationen seien doch überflüssig, zurechtwies, haben wir noch in der Erinnerung. Auch in späteren Briefen mußte sich Wolfgang noch manche sarkastische Anspielung auf die „überflüssigen Spekulationen“ gefallen lassen.

Bei seiner strengkirchlichen Gesinnung lag Vater Leopold besonders am Herzen, daß Wolfgang inmitten der großen Welt auch seine religiösen

Pflichten treu und gewissenhaft erfüllen und nicht von der Familientradition abweichen. Als er einmal in einem längeren Brief auch die zarte Frage einfließen ließ, ob Wolfgang nicht auf das Beichten vergessen habe, antwortete dieser (20. Dezember 1777): „... Ich habe geschrieben, daß mir Ihr letzter Brief viel Freude gemacht hat. Das ist wahr! Nur eines hat mich ein wenig verdrossen, die Frage, ob ich nicht das Beichten etwa vergessen habe. Ich habe aber nichts dawider einzuwenden. Nur eine Bitte erlauben Sie mir, und diese ist, nicht gar so schlecht von mir zu denken! Ich bin gerne lustig, aber seien Sie versichert, daß ich trotz allem ernsthaft sein kann. Ich habe, seit ich von Salzburg weg bin (und auch in Salzburg selbst) Leute angetroffen, wo ich mich geschämt hätte, so zu reden und zu handeln, obwohl sie 10, 20 und 30 Jahre älter waren als ich! Ich bitte Sie also nochmals und recht untertänig, eine bessere Meinung von mir zu haben.“

In Mannheim hatte Wolfgang besonders regen Verkehr mit der Familie Wendling, und der Vater mußte aus allen Briefen schließen, daß sein Sohn in dieser Familie aufs Beste aufgehoben sei. Die Mutter hatte zwar diesen Verkehr, wie sie später schrieb, nie gerne gesehen, aber sie durfte keine Einwendungen machen und unterließ auch ihrerseits, den Vater aufzuklären. Nun aber sollte Wolfgang mit den Wendlings nach Paris reisen, während er selbst noch gerne in Mannheim geblieben wäre. Denn er hatte sich in Aloisia Weber verliebt, und die Trennung wurde ihm schwer. Jetzt entdeckte er auch dem Vater die Wahrheit über die Wendlings. Nachdem er über einen Ausflug nach Kirchheimbolanden berichtet hatte, wo ihm „das unaussprechliche Vergnügen“ zuteil geworden sei, „mit grundehrlichen, gut katholischen und christlichen Leuten bekannt geworden zu sein“, fährt er fort: „Meine Mama und ich haben uns unterredet und sind überein gekommen, daß uns das Wendlingsche Leben gar nicht gefällt. Der Wendling ist ein grundehrlicher und sehr guter Mann, aber leider ohne alle Religion, und so das ganze Haus. Es ist ja genug gesagt, daß seine Tochter Mätresse war. Der Ramm ist ein braver Mensch, aber ein Libertin. Ich kenne mich und weiß, daß ich so viel Religion habe, daß ich gewiß niemals etwas tun werde, was ich nicht imstande wäre, vor der ganzen Welt zu tun; aber nur der Gedanke, nur allein, auf der Reise mit Leuten in Gesellschaft zu sein, deren Denkungsart so sehr von der meinigen (und aller ehrlichen Leute ihrer) unterschieden ist, schreckt mich. . . . Freunde, die keine Religion haben, sind von keiner Dauer.“

Der Vater war empört, daß ihm ein so wichtiger Umstand bisher verschwiegen worden sei: Wolfgang hätte sie doch längst gekannt, und auch die Mama hätte es sehen müssen; ob sie denn beide blind gewesen seien? So schrieb er am 12. Februar 1778 und vier Tage später: „Daß Du mit der bewußten Gesellschaft nicht gereist, ist recht getan. Allein Du habest das Böse dieser Menschen längst ein und habtest kein Vertrauen in so langer Zeit, als Du die Bekannt-

schast hast, auf Deinen für Dich so sorgfältigen Vater, ihm solches zu schreiben und seinen Rat zu hören: Und — erschrecklich — Deine Mutter tat es auch nicht.“ Wiederum kam er am 26. Februar 1778 auf die Angelegenheit zurück: „Daß Du, mein Sohn, mit dieser Compagnie nicht nach Paris gereist, ist wie schon gemeldet, ganz gut geschehen. Ein Vater, der seine Tochter aus Interesse so hinwirft, ist verabscheuungswürdig, und wie kann man auf seine Freundschaft bauen, da er sein eigen Blut dem eigenen Nutzen opfert? . . . Das würde ich und die dortige ganze Lebensart bei dem ersten Besuch entdeckt und meinem Vater berichtet haben. Wenigstens hätte es Deine Mutter tun sollen; sie mag es vor Gott verantworten und in Zukunft behutsamer sein. Es scheint, daß der gütige Gott Dich durch eine unbegreifliche Verrückung [Anspielung an die Liebe zu Molybda Weber] von dieser Gesellschaft abgehalten, die Dich sogar auf unsere Umstände vergessen machte; das ist stark!“

Die Verteidigung der Mutter unterm 22. Februar 1778 mußte etwas schwach wirken, nachdem sie schon vorher, wie bereits bemerkt, zugestanden hatte, daß ihr der Verkehr mit Wendling und Ramm nie recht gewesen sei. Sie schreibt: „Der Herr Wendling ist der beste Mann von der Welt, aber von der Religion weiß das ganze Haus nichts und hält nichts davon. Die Mutter und Tochter gehen das ganze Jahr in keine Kirche, gehen niemals beichten und hören keine Messe, aber in die Comödie gehen sie allezeit. Sie sagen, die Kirche sei nicht gesund. Dies alles haben wir erst nach und nach teils von ihren eigenen Freunden erfahren und einiges hat der Wolfgang selbst gehört und gesehen. Ich habe täglich gebetet, daß Gott diese Reise verhindern möchte, und es ist Gott sei Dank geschehen. Hier haben die meisten Leute keine Religion und sind lauter Freigeister.“

So kam es, daß an Stelle der Wendlings die Mutter selbst, statt nach Salzburg zurückreisen zu dürfen, mit nach Paris mußte, wo sie starb und für ihren Unterlassungsfehler die tragische Sühne leistete. Wolfgang aber schrieb nach der leidlichen Beilegung dieser Angelegenheit unterm 28. Februar 1778 an den Vater: „Ich habe auf drei Freunde mein Vertrauen, und das sind starke und unüberwindliche Freunde, nämlich auf Gott, auf Ihren Kopf und auf meinen Kopf. Unsere Köpfe sind freilich unterschieden, doch jeder in seinem Fach sehr gut, brauchbar und nützlich.“ Und an die Schwester (7. März 1778): „Ich hoffe auf Gott. Ich bitte ihn um das, was ich glaube, daß es mir und uns allen nützlich ist, setze aber allzeit hinzu: Herr, Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Der Mensch glaubt oft, das sei übel, und am Ende ist es doch gut. Gott weiß es immer am besten, wie es sein soll.“

In Paris hat sich die äußere Lage nicht gebessert. Wolfgang war eben nicht mehr das Wunderkind wie bei seinem ersten Pariser Aufenthalt vor 15 Jahren; es fehlte das Sensationelle, und inneres Verständnis für seine Kunst konnte man bei den Parisern der damaligen Zeit nicht erwarten. Sich selbst aber durchzusetzen, fehlte ihm die nötige Aktivität und Umsicht. Der bekannte Enzyklopädist Baron von Grimm, an den

er besonders empfohlen war, hat Mozarts Charakter in einem Briefe an den Vater recht gut gezeichnet: il est zu treuherzig, peu actif, trop aisé à attrapper, trop peu occupé des moyens, qui peuvent conduire à la fortune. ... Die musikalischen Verhältnisse waren zudem für einen Künstler von der Größe Mozarts, der seine Kunst nicht auf das Geschmacksniveau der Menge stellen mochte, nichts weniger als erfreulich. „Ich danke Gott dem Allmächtigen“, so schrieb er am 1. Mai 1778, „wenn ich mit gesundem gusto davon komme. Ich bitte alle Tage Gott, daß ich hier standhaft aushalten kann, daß ich mir und der ganzen teutschen Nation Ehre mache, indem alles zu seiner größten Ehre und Glorie ist, und daß er zulasse, daß ich mein Glück mache, brav Geld verdiene, damit ich imstande bin, Ihnen dadurch aus Ihren dermalen betrübten Umständen zu helfen und zuwege zu bringen, daß wir bald zusammen kommen und glücklich und vergnügt miteinander leben können. Übrigens sein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden.“ Über ein Konzert berichtet er an den Vater, wie er vorher Gott um die Gnade gebeten habe, daß alles gut gehen möge, indem es ja zu seiner Ehre und Glorie sei, wie er dann nach dem glücklichen Erfolge den versprochenen Rosenkranz gebetet habe und nach Hause gegangen sei. Überhaupt sei er am liebsten zu Hause oder bei einem guten, wahren, redlichen Deutschen, „der, wenn er ledig ist, für sich als ein guter Christ gut lebt, wenn er verheiratet ist, seine Frau liebt und seine Kinder gut erzieht“.

Das letztere ist eine indirekte Klage über die schlimmen sittlichen Verhältnisse in Paris. Er fände, so schreibt er ein andermal, keinen angenehmen, honetten Umgang mit Leuten, absonderlich mit Frauenzimmern; die meisten seien Huren, und die wenigen andern hätten keine Lebensart. Man rede hier mit keinem Menschen, der nicht schon drei- bis viermal mit gewissen Krankheiten behaftet gewesen sei, und selbst die Kinder kämen schon damit auf die Welt. Über den Tod Voltaires aber fand er so kräftige Worte, daß man sich fast scheuen möchte, sie nachzuschreiben. Er berichtet darüber am 3. Juli 1778 an den Vater: „Nun gebe ich Ihnen eine Nachricht, die Sie vielleicht schon wissen werden, daß nämlich der gottlose und Erzspizbub Voltaire sozusagen wie ein Hund, wie ein Vieh krepirt ist. — Das ist der Lohn!“

Einen Monat nach Voltaires Tod starb Mozarts Mutter nach 14tägiger Krankheit. Wolfgang hatte über die Krankheit nichts nach Hause geschrieben, jedenfalls weil er hoffte, es würde wieder besser, und

sein Schweigen hätte dann den Seinigen einen unnützen Kummer erspart. Nun aber harrete seiner die schwere Aufgabe, dem Vater und der Schwester das Hinscheiden der guten Mutter mitzuteilen. Die Briefe, die er dabei schrieb, sind herrliche Beweisstücke seiner kindlichen Liebe und seiner tief christlichen Gesinnung.

In dem Briefe an den Vater, den er unmittelbar nach dem Tode, in der Nacht des 3. Juli schrieb, sprach er nur von einer bedenklichen Erkrankung, die ihm nicht viel Hoffnung lasse: „Ich habe mich ganz in den Willen Gottes gegeben und hoffe, Sie und meine liebe Schwester werden es auch tun. . . . Ich bin getrüftet, es mag ausfallen, wie es will, weil ich weiß, daß es Gott, der alles (wenn's uns noch so quer vorkommt) zu unserem Besten anordnet, so haben will; denn ich glaube (und dis laße ich mir nicht ausreden), daß kein Doktor, kein Mensch, kein Unglück, kein Zufall einem Menschen das Leben geben oder nehmen kann, sondern Gott allein. Das sind nur die Instrumente, deren er sich meistens bedient. . . . Ich mache mir, nachdem ich aus allen meinen Kräften um die Gesundheit und das Leben meiner lieben Mutter gebetet habe, gern solche Gedanken und Tröstungen, weil ich mich hernach mehr beherzt, ruhiger und getrüftet finde. Denn Sie werden sich leicht vorstellen, daß ich dies brauche! . . . Haben wir Vertrauen zu Gott und trösten wir uns mit diesem Gedanken, daß alles gut geht, wenn es nach dem Willen des Allmächtigen geht, indem er am besten weiß, was uns sowohl zu unserm zeitlichen und ewigen Glück und Heil erspriechlich und nutzbar ist.“ Es ist ein besonders feiner psychologischer Zug, daß Mozart diesen Brief sodann mit indifferenten Nachrichten weiterführt.

An den Hausfreund Abbé Bullinger berichtete er jedoch unmittelbar nach dem Briefe an den Vater die ganze Wahrheit: „Trauern Sie mit mir, mein Freund! Dies war der traurigste Tag in meinem Leben. Dieses schreibe ich um 2 Uhr nachts. Ich muß es Ihnen doch sagen, meine Mutter, meine liebe Mutter ist nicht mehr. Gott hat sie zu sich berufen, er wollte sie haben, das sehe ich klar, mithin habe ich mich in den Willen Gottes gegeben; er hatte sie mir gegeben, er konnte sie mir auch nehmen. Stellen Sie sich nun alle meine Unruhe, Ängsten und Sorgen vor, die ich diese 14 Tage ausgestanden habe! Sie starb, ohne daß sie etwas von sich wußte, löschte aus wie ein Licht. Sie hat drei Tage vorher gebeichtet, ist kommuniziert worden und hat die hl. Ölung bekommen. . . . Wie es so gefährlich wurde, bat ich Gott um zwei Dinge, einmal um eine glückselige Sterbestunde für meine Mutter und dann für mich um Stärke und Mut, und der gütige Gott hat mich erhört und mir die zwei Gnaden in größtem Maße verliehen. Ich bitte Sie also, bester Freund, erhalten Sie mir meinen Vater, sprechen Sie ihm Mut zu, daß er es nicht gar so schwer und hart nimmt, wenn er das Ärgste erst hören wird. Meine Schwester empfehle ich Ihnen auch von ganzem Herzen. Gehen Sie doch gleich hinaus zu ihnen, ich bitte Sie, sagen Sie ihnen noch nicht, daß sie tot ist, sondern präparieren Sie sie nur so dazu. Tun Sie, was Sie wollen, wenden Sie alles an, machen Sie nur, daß

ich ruhig sein kann und daß ich nicht etwa ein anderes Unglück noch zu erwarten habe. Erhalten Sie mir meinen lieben Vater und meine liebe Schwester!"

Im folgenden Brief vom 9. Juli hat er den Vater um Verzeihung für den „kleinen und sehr notwendigen Betrug“, er hätte es unmöglich übers Herz bringen können, indem er von seinen Schmerzen und von seiner Traurigkeit auf die der Seinigen schloß, sie sogleich mit dieser erschrecklichen Nachricht zu überraschen. „In jenen betrübten Umständen“, so fährt er fort, „habe ich mich mit drei Sachen getrüftet, nämlich durch meine gänzliche vertrauensvolle Ergebung in den Willen Gottes, dann durch die Gegenwart ihres so leichten und schönen Todes, indem ich mir vorstellte, wie sie nun in einem Augenblick so glücklich wird . . . endlich mein 3. Trost, nämlich, daß sie nicht auf ewig für uns verloren ist, daß wir sie wiedersehen werden . . . nur die Zeit ist uns unbekannt, die macht mir aber nicht bange. Wann Gott will, dann will ich auch. Nun, der göttliche, allerheiligste Wille ist vollbracht, beten wir also einen andächtigen Vaterunser für ihre Seele! . . . Eine große Hilfe zu meiner möglichen Zufriedenheit wird sein, wenn ich hören werde, daß mein lieber Vater und meine liebe Schwester sich mit Gelassenheit und Standhaftigkeit gänzlich in den Willen des Herrn geben, sich ihm von ganzem Herzen vertrauen in der festen Überzeugung, daß er alles zu unserem Besten anordnet. Allertliebster Vater! Schonen Sie sich! Liebste Schwester, schone Dich! Du hast noch nichts von dem guten Herzen Deines Bruders genossen, weil er es noch nicht imstande war. Meine Liebsten beide! Habt Sorge für Eure Gesundheit, denkt, daß Ihr einen Sohn habt, einen Bruder, der alle seine Kraft anwendet, um Euch glücklich zu machen, wohl wissend, daß Ihr ihm auch einst seinen Wunsch und sein Vergnügen, welches ihm gewiß Ehre macht, nicht versagen werdet, um ihn glücklich zu sehen. O dann wollen wir so ruhig, so ehrlich, so vergnügt, wie es nur immer auf Erden möglich ist, leben und endlich, wann Gott will, dort wieder zusammenkommen, wofür wir bestimmt und erschaffen sind.“

Der bereits erwähnte Friedrich Melchior Grimm schrieb nach dem ersten vielbewunderten Auftreten der Mozartkinder, diese würden, wenn sie am Leben blieben, bald von allen Herrschern umworben werden. Diese Prophezeiung des Voltairianers hat sich leider nicht erfüllt. Die deutschen Fürsten seien alle Knicker, schrieb Wolfgang einmal an den Vater, seine ganze Hoffnung sei Paris. Aber gerade in Paris wurden die Sorgen um eine feste Anstellung immer dringlicher, die Schuldenlast, die der Vater auf sich nehmen mußte, immer drückender. In bezug darauf schrieb Wolfgang weiter in dem eben erwähnten Brief: „Sie wissen, daß ich mir nichts mehr wünsche als einen guten Dienst, gut in character und gut in Geld, es mag sein, wo es will, wenn es nur an einem katholischen Ort ist.“ Nochmals bittet er sodann, sich wegen des Todes der Mutter

zu fassen und zwei heilige Messen lesen zu lassen; er habe es auch in Paris getan.

Unterdessen hatte sich der Fürstbischof von Salzburg bereit erklärt, Wolfgang wieder in seine Dienste zu nehmen, und der Vater drang auf baldige Rückkehr, zumal er ganz gut wußte, daß jede Verzögerung nur die phantastischen Projekte Wolfgangs und damit die Kosten vermehren würde. Der Sohn aber, dem Salzburg so verhaßt war, hatte es nicht eilig, blieb bald hier bald dort hängen, und es bedurfte strenger Worte des Vaters, bis er endlich nachgab. „Ich will, wenn Gott will“, so schreibt Leopold, „noch ein paar Jahre leben, meine Schulden bezahlen, und dann magst Du, wenn Du Lust hast, mit dem Kopf an die Mauer laufen. Doch nein, Du hast ein zu gutes Herz! Du hast keine Bosheit, Du bist nur flüchtig.“ Als Wolfgang in München seine Aloysia, die dort inzwischen eine ehrenvolle und gutbezahlte Stellung gefunden hatte, wiedersah, mußte er zu seinem Schmerze erkennen, daß sie nichts mehr von ihm wissen wollte. Und doch hatte er noch aus Straßburg an den Vater geschrieben, die Weberischen hätten viel Sorge um ihn gehabt, da längere Zeit kein Brief von ihm gekommen sei. In der Meinung, die Mutter sei an einer erblichen Krankheit gestorben, hätten sie auch bereits für seine Seele gebetet, das arme Mädl aber sei jeden Tag in die Kapuzinerkirche gegangen. Der Vater werde vielleicht darüber lachen, ihn aber rühre es, er könne nicht dafür. Und nun dieser Schlag! Es kam ganz so, wie der Vater es vorausgeahnt hatte. „Gemeiniglich sind diejenigen, die arm sind, recht stolz, wenn sie in gute Umstände kommen“, so hatte er in bezug auf die Familie Weber früher schon an Wolfgang geschrieben.

Als Wolfgang die Salzburger Stelle annahm, hatte er sich gleich ausbedungen, daß er von Zeit zu Zeit Reisen machen dürfte. Er war sich eben ganz klar darüber, daß sein großes Talent in einer so kleinen Stadt wie Salzburg verkümmern müßte. So treffen wir ihn Ende des Jahres 1780 in München und 1781 in Wien, das seine neue Heimat werden sollte. Denn dort vollzog sich der bekannte Bruch mit dem Salzburger Fürstbischof, in dessen Begleitung er nach Wien gekommen war. Der freigeistige Prälat hatte Wolfgangs Ehre so schwer gekränkt, daß dieser auch durch die dringendsten Bitten und Vorstellungen des Vaters nicht zu bewegen war, dem Fürsten weiterhin zu dienen. Der sonst so weiche und nachgiebige Künstler blieb diesmal fest: „Ihnen zu gefallen, mein bester

Vater, wollte ich mein Glück, meine Gesundheit und mein Leben aufopfern, aber meine Ehre, die muß mir und die muß Ihnen über alles sein.“

Aus Wien scheinen über Wolfgang's Lebensführung bald Klagen zu den Ohren des Vaters gekommen zu sein. Manche Antworten des Sohnes aus Wien suchen sein Verhalten zu rechtfertigen. Leider sind die entsprechenden Briefe des Vaters verloren gegangen.

So schreibt Wolfgang am 18. Juni 1781: „Wegen meinem Seelenheil seien Sie außer Sorge, mein bester Vater! Ich bin ein fälliger junger Mensch wie alle anderen und kann zu meinem Troste wünschen, daß es alle so wenig wären wie ich. Sie glauben vielleicht Sachen von mir, die nicht also sind. Der Hauptfehler bei mir ist, daß ich nach dem Scheine nicht allzeit so handle, wie ich handeln sollte. Daß ich mich geprahlt hätte, ich esse alle Fasttage Fleisch, ist nicht wahr; aber gesagt habe ich, daß ich mir nichts daraus mache und es für keine Sünde halte; denn fasten heißt bei mir: sich abbrechen, weniger essen als sonst. Ich höre alle Sonn- und Feiertage meine Messe, und wenn es sein kann, die Werkstage auch; das wissen Sie, mein Vater. . . . Übrigens seien Sie versichert, daß ich gewiß Religion habe, und sollte ich das Unglück haben, jemals (welches Gott verhüten wird) auf Seitenwege zu geraten, so spreche ich Sie, mein bester Vater, aller Schuld los. Denn nur ich allein wäre der Schurke, Ihnen habe ich alles Gute sowohl für mein zeitliches als geistliches Wohl und Heil zu verdanken.“ Am 5. September 1781 schreibt er ferner: „Aus dem, wie Sie mein letztes Schreiben aufgenommen, sehe ich leider, daß Sie (als wenn ich ein Erzbösewicht oder ein Dalk oder beides wäre) mehr dem Geschwätze und der Schreiberei anderer Leute trauen als mir und folglich gar kein Vertrauen auf mich setzen. . . . Die Leute mögen sich die Augen aus dem Kopf schreiben . . . so werde ich mich darum um kein Haar verändern und der nämliche ehrliche Kerl bleiben wie sonst.“ Und am 5. Dezember: „Ich soll denken, daß ich eine unsterbliche Seele habe. Nicht allein denke ich das, sondern glaube es; worin bestünde denn sonst der Unterschied zwischen Mensch und Vieh? Eben weil ich das alles zu gewiß weiß und glaube, so habe ich nicht alle Ihre Wünsche so, wie Sie es sich gedacht hatten, erfüllen können.“

Diese Schwärmereien bezogen sich wohl zumeist auf Wolfgang's Liebe zu Constanze Weber, der Schwester seiner früheren Geliebten Aloysia. Diese neue Bekanntschaft verheimlichte er dem Vater einstweilen freilich, weil er dessen Einspruch fürchtete. Er schrieb ihm sogar am 25. Juli 1781, er habe nie so wenig ans Heiraten gedacht wie eben jetzt; Gott habe ihm sein Talent nicht gegeben, damit er es an eine Frau hänge. Durch diese Flunkerei hatte er sich's nur doppelt schwer gemacht, schließlich die Wahrheit einzugestehen. Aber es mußte einmal sein, und den Vater traf ein neuer harter Schlag. Von seinem praktisch-nüchternen Standpunkt aus

mußte er ja mit Recht fürchten, daß eine solche Heirat beim Mangel jeglicher sichern Versorgung ein großes Risiko sei, und er machte Einwendungen über Einwendungen. Aber es war vergebens; Wolfgang gab auch diesmal nicht nach. Der Vater könne doch gewiß nicht böse sein, so schreibt er einmal, daß er sich zu verheiraten wünsche; er könne vielmehr gerade daraus seine Religion und gute Denkungsart am besten erkennen.

In dem Brief vom 15. Dezember gibt er eine tiefere Begründung: „Die Natur spricht in mir ebenso laut wie in jedem anderen und vielleicht lauter als in manchem großen, starken Himmel. Ich kann unmöglich so leben, wie die die meisten dormaligen jungen Leute. Erstens habe ich zu viel Religion, zweitens zu viel Liebe des Nächsten und zu ehrliche Gesinnung, als daß ich ein unschuldiges Mädchen anführen könnte, und drittens zu viel Grauen und Ekel, Scheu und Furcht vor den Krankheiten und zu viel Liebe zu meiner Gesundheit, als daß ich mich mit Huren herumbalgen könnte. Daher kann ich auch schwören, daß ich noch mit keiner Frauensperson auf diese Art etwas zu tun gehabt habe. Denn wenn es geschehen wäre, so würde ich es Ihnen auch nicht verhehlen, denn Fehlen ist doch immer dem Menschen natürlich genug, und einmal zu fehlen wäre auch nur bloße Schwachheit, obwohl ich mir nicht zu versprechen getraute, daß ich es bei einmal Fehlen bewenden lassen würde, wenn ich in diesem Punkt ein einziges Mal fehlte. Darauf aber kann ich leben und sterben.“

Es zeugt in der That für Mozarts ehrenhafte Gesinnung, daß er unter diesen Umständen das Paulinische Wort: *Melius est enim nubere quam uri*, befolgte und heiratete. Über einen seiner Verleumder aber konnte er an den Vater berichten, es habe dieser einmal unter anderem zu ihm gesagt: „Sie sind nicht gescheit, wenn Sie heiraten. Sie verdienen Geld genug, Sie können es schon. Halten Sie sich eine Mätresse. Was hält Ihnen denn zurück? Das bißel d . . . Religion?“

So gab Vater Leopold, wenn auch widerstrebend, schließlich doch seinen Segen zum Bunde, und die Ehe wurde wirklich innerlich glücklich. Im Laufe der neun Jahre, die Mozart noch lebte, hat er seiner Gemahlin ganz rührende Beweise einer treuen, aufopfernden Liebe gegeben. Schon als Ledige hätten sie, so schrieb er kurz nach der am 4. August 1782 gefeierten Hochzeit an den Vater, allzeit zusammen die heilige Messe besucht und hätten immer zusammen gebeichtet und kommuniziert. Er habe gefunden, daß er niemals so kräftig gebetet und so andächtig die heiligen Sakramente empfangen hätte wie an ihrer Seite, und ihr sei es auch so gegangen. Mit einem Wort, sie seien füreinander geschaffen, und Gott, der alles anordne, habe auch dieses sogefügt; er werde sie nicht verlassen.

Die Bestürchtungen des Vaters haben sich freilich in der Zukunft nur allzu sehr erfüllt, denn Constanze war nicht die Frau, Wolfgang nach der praktischen Seite hin zu ergänzen; er geriet in Not und Schulden.

*

*

*

Wien war damals eine Hochburg der Freimaurerei. Die angesehensten Kreise, Adelige sowohl wie Bürgerliche und auch viele Geistliche gehörten ihr an. Die Ziele wahrer Humanität, Freundschaft und Geselligkeit wurden in den Vordergrund gestellt, die tieferen antikirchlichen Tendenzen dagegen traten noch nicht so offen zutage wie später, und darum ließen sich auch viele anlocken, die als gute Christen leben und sterben wollten. Geheime Gesellschaften haben eben immer einen ganz besondern Anreiz für phantasievolle und schwärmerische Gemüther. Auch Mozart trat im Herbst 1784 dem Orden bei und wurde Mitglied der Loge „Zur Wohltätigkeit“¹. Es gelang ihm sogar, seinen alten Vater bei dessen gelegentlichem Aufenthalt in Wien ungefähr ein halbes Jahr später zum Eintritt zu bewegen. Leider sind fast alle Briefe Leopolds und Wolfgangs, die sich auf die Freimaurerei beziehen, vernichtet worden, so daß wir über die Motive des Eintritts sowohl wie über den Einfluß des Ordens auf Mozarts Charakter keine direkten Nachrichten besitzen. Die Gründe für den Anschluß an die Freimaurerei werden wir aber wohl in Mozarts Liebe zur Geselligkeit und in seinem Streben, sich angesehene und einflußreiche Freunde zu gewinnen, suchen müssen. Fessler vermutet nicht mit Unrecht, daß Otto Freiherr von Gemmingen, mit dem Mozart schon früher in Mannheim bekannt geworden war und der seit 1782 als Großmeister die Loge „Zur Wohltätigkeit“ in Wien leitete, Mozart zum Eintritt veranlaßt habe. Am 11. Dezember 1785 mußten auf Befehl Kaiser Josephs II. die acht Wiener Logen in drei verschmolzen werden, und die Loge „Zur Wohltätigkeit“ bildete mit zwei andern, „Zur gekrönten Hoffnung“ und „Zu den drei Feuern“, nunmehr die Loge „Zur neu gekrönten Hoffnung“. Auch Mozart trat zu dieser über und blieb bei ihr bis zu seinem Tode.

Eine Reihe von Kompositionen des genialen Meisters ist unter freimaurerischem Einfluß entstanden. Die herrlichsten davon sind die ergreifende maurerische Trauermusik mit den Motiven des Choralmiserere und die „Zauberflöte“.

¹ Vgl. darüber: Otto Jahn, W. A. Mozart (*1905); Dr. A. Fessler, Mozart als Freimaurer, in den Mitteilungen der Mozartgemeinde in Berlin, Oktober 1902; Richard Koch, Br.: Mozart, Freimaurer und Illuminaten. Als Manuskript gedruckt, Bad Reichenhall 1911.

Den Text zur Festkantate „Die Maurerfreude“ hatte Br.: Franz Petran, ein Weltpriester, verfaßt.

Daß die Freimaurerei Mozarts religiöse Anschauungen wesentlich geändert hätte, können wir nicht annehmen. Solche tiefgewurzelten Überzeugungen wechselt man nicht wie ein Kleid. Auch Ludwig Nohl gibt in seinem Buch „Mozart nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen“ zu, daß der Meister zeitlebens seine kirchlichen Pflichten treu erfüllt hätte. Wir dürfen eben, wie schon bemerkt, die damalige Freimaurerei nicht mit dem Maßstab der heutigen messen. Görres schrieb mehr als 30 Jahre später an Clemens Brentano (26. November 1825): „Überhaupt trennen sich jetzt mehr und mehr die Geister, und die Freimaurerei scheint wirklich der allgemeine Sammelplatz für die von der Gegenseite werden zu wollen“ (Görres, Freundebriefe III 211). Zu Mozarts Zeiten war aber diese Scheidung der Geister noch nicht so deutlich geworden. Gehörte doch sogar der kindlich-fromme Joseph Haydn dem Orden als Mitglied der Loge „Zur wahren Eintracht“ an. Joh. Martin Koibl, der unmittelbare Nachbar Mozarts in Wien, der auch Freimaurer war, bereitete sich auf die Sitzungen vor, indem er bei brennenden Kerzen vor einem Kreuzifix in der Bibel las. Und Mozarts Vater hatte trotz Kette und Schurzfell die alten großen Gesinnungen bewahrt. Als ihm einmal seine Tochter aus St. Gilgen einen Klagebrief über Hagelschäden schrieb, antwortete er unterm 3. Juni 1785, zwei Jahre vor seinem Hinscheiden: „Hilf, Himmel! Was ist das für ein Lärmen, als wenn die größte Hungersnot und Elend schon vor der Türe wäre. . . . Es lebt immer noch der alte Gott! Ich werde wohl selbst nach St. Gilgen reisen müssen, um eine Bußpredigt vom wahren Vertrauen auf Gott zu halten. . . . Kurz, derjenige, welcher bei jedem Unfall, den Gott schickt, so lärmt, zeigt wenig Vertrauen auf Gott und wiegt oder berechnet die große Gnade, die ihm Gott täglich zufließen läßt, nicht gegen das bißchen Unglück ab, welches Gott zuzeiten über uns kommen läßt.“

Am 5. Dezember 1791 starb Wolfgang Mozart, schnell und unerwartet, wie es scheint, an einer akuten Gehirnhautentzündung. Gänzlich verarmt, wurde er auch in einem gemeinsamen Armengrab beerdigt, so daß man schon kurz darauf seine Ruhestätte nicht mehr mit Sicherheit feststellen konnte. Daß seine Freunde nicht die wenigen Gulden für ein ehrenvolleres Grab aufbringen konnten, ist eine Makel, die durch die schwungvolle Gedächtnisrede der Loge auf den Tod des Meisters nicht getilgt wird. Wir haben keine direkte Nachricht darüber, daß Mozart die heiligen Sterbesakramente empfangen hat, doch geht dies aus dem Berichte seiner Schwägerin Sophie Haibl über seine letzten Stunden genügend deutlich hervor. Als es plötzlich so schlimm geworden sei, hätte Constanze sie gebeten, einen Geistlichen zu holen. Das habe sie auch getan, aber nur mit Mühe einen solchen „geistlichen Unmenschen“ dazu bewegen können. Der Grund der Weigerung ist unbekannt. Jahn vermutet die Zugehörigkeit

zur Freimaurerei, was aber bei der damaligen Verbreitung des Ordens auch unter der Geistlichkeit weniger wahrscheinlich sein dürfte. Vielleicht spielten bereits jene dunklen Gerüchte über das leichtfertige und ausschweifende Leben Mozarts eine Rolle, die bald nach seinem Tode laut wurden. Er hatte eben zahlreiche Feinde und Neider, deren bescheidenes Licht vor einem so hellen Gestirn verblähte. Keine von diesen Beschuldigungen kann bewiesen werden. Ein gewisses Rätsel gibt uns freilich der Nekrolog Schlichtegrolls, der auch Andeutungen solcher Art enthält, zu lösen. Denn dieser Nekrolog ist durch eine Äußerung der Schwester Mozarts autorisiert. Sie schreibt unterm 4. August 1799 an Breitkopf und Härtel: „Die Lebensgeschichte meines Bruders betreffend, ist mir sehr auffallend, daß Sie keine Meldung des Nekrologs von Herrn Professor Schlichtegroll machen, worinnen doch eine echte Biographie meines Bruders enthalten ist und wozu ich auf Ansuchen eines Freundes einen Aufsatz einschiedte.“ Allein Mozarts Schwester war über das Leben ihres Bruders in Wien aufs Hörensagen angewiesen, denn sie lebte ja in St. Gilgen. Ihr Zeugnis hat also keinen direkten Wert. Constanze dagegen war mit dem Nekrolog so wenig zufrieden, daß sie einen Neudruck aufkaufte.

Wer die vielen zärtlichen, von treuester Gattenliebe zeugenden Briefe Mozarts an seine Gemahlin liest, deren Ton in den letzten Jahren noch ebenso liebenswürdig und herzlich ist wie in den ersten, wird den Gedanken an gröbere sittliche Verirrungen nicht leicht aufkommen lassen. So schrieb er einmal zwei Jahre vor seinem Tode von Dresden aus (13. April 1789): „... Wenn ich Dir erzählen wollte, was ich mit Deinem Porträt anfangte, würdest Du wohl oft lachen. Zum Beispiel, wenn ich es aus seinem Arrest herausnehme, so sage ich: Grüß Dich Gott, Stanzel! Grüß Dich Gott, Spitzbub, Krallerballer, Spizignas, Bagateller! ...“ Und drei Tage später: „Nach der Oper gingen wir nach Hause; nun kam der glücklichste Augenblick für mich; ich finde einen so lange mit heißer Sehnsucht gewünschten Brief von Dir, Liebste, Beste! Duschek und Neumann waren wie gewöhnlich; da ich ging gleich im Triumphe in mein Zimmer, küßte den Brief unzählige Male, ehe ich ihn erbrach. Dann verschlang ich ihn mehr, als ich ihn las. Ich blieb lange in meinem Zimmer, denn ich konnte ihn nicht oft genug lesen, oft genug küssen.“ Ferner wenige Monate vor seinem Hinscheiden (2. Juli 1791): „Bebe wohl, liebstes, bestes Weibchen! Gib acht auf Deine Gesundheit; denn wenn alles die Quere geht, so liegt mir nichts daran, bist Du nur gesund und mir gut.“

Am ehesten könnte noch zuungunsten des Meisters sprechen, daß er einen sittlich so tiefstehenden Operntext wie *Così fan tutte*, der übrigens von dem leichtfertigen italienischen Geistlichen Lorenzo da Ponte stammt, komponierte. Allein wir wissen, daß dies auf direkten Befehl Josephs II. geschah. Daß der Meister auch in den letzten Lebensjahren noch die alten strengen sittlichen Anschauungen festhielt, bekundet ein Brief an Gottfried Freiherrn von Jacquin vom 4. November 1787: „Am Vergnügtsin kann es Ihnen, liebster Freund, wohl nicht fehlen . . . besonders da Sie nun von Ihrer vorigen, etwas unruhigen Lebensart ganz zurückzukommen scheinen; nicht wahr, Sie werden täglich mehr von der Wahrheit meiner kleinen Strafpredigten überzeugt? Ist das Vergnügen einer flatterhaften launigten Liebe nicht himmelweit von der Seligkeit unterschieden, welche eine wahre vernünftige Liebe verschafft?“ Wie hätte Mozart, wenn er es selbst an sittlichem Ernst hätte fehlen lassen, solche „Strafpredigten“ halten können?

* * *

Nicht ganz 36 Jahre ist Mozart alt geworden. Das großartige Requiem, das er auf eine mysteriöse Bestellung hin schuf, ist sein Schwanengesang geworden. Das hat er selbst geahnt und nochmals aus der Tiefe seines religiösen Empfindens alles herausgeholt, was seine einzig geniale Schöpfernatur nur herausholen konnte. Es sind erschütternde Klänge, mit denen er uns an die Ewigkeit mahnt, vor deren Pforten er selbst bereits stand. Es war ihm nicht mehr gegönnt, das Werk fertigzumachen. Was er mit irdischen Harmonien begonnen hatte, mußte ein anderer vollenden; für ihn sind die irdischen Harmonien unvermerkt in ewige übergegangen.

Josef Breitmaier S. J.